

Rhein und Düsseldorf

Illustrierte Wochenschrift zum Düsseldorfer General-Anzeiger

Nr. 2.

Düsseldorf, 15. Januar

1917.



Der bulgarische Oberst Simow (x) beobachtet mit Major Pasow (xx) ein Gefecht in der Dobrudtscha.

Phot. Coll. 1917. 2017.

Majestät Pflicht.

Copyright 1915 by
Carl Duncker, Berlin.

Roman von Hans Forsten.

1. Fortsetzung.

Der Erbprinz preßte die Lippen aufeinander und blickte auf den Fußboden, dann schlug er die Augen auf, und daraus zuckte nun ein flammender Blick zu seinem Vater hinüber; hierauf sagte er, sich verneigend: „Ich überlasse dir alles, Vater, und ich bin überzeugt davon, daß dein Kabinettchef das Richtige finden wird.“

Der Herzog sah seinen Sohn scharf an. Er wußte nicht recht, wie die lehten Worte gemeint waren, ernsthaft oder ironisch. Als er aber auf dem Gesichte Günsters keine Erklärung dafür herauslesen konnte, zuckte er nur die Achseln und schwieg.

Der Erbprinz glaubte, daß die Unterredung nun zu Ende wäre, und deshalb fragte er, indem er einen Schritt näher zum Herzog trat: „Ich darf mich wohl jetzt verabschieden, Vater?“

Der Herzog antwortete nicht auf diese Frage. Er begann wieder auf und ab zu gehen, dann blieb er plötzlich vor seinem Sohne stehen und sagte: „Wäre es ganz ausgeschlossen, dich dazu zu bewegen, daß du deine Abreise um acht Tage verschieben würdest?“

„Ich verstehe,“ erwiderte der Erbprinz, „man will die Verhandlungen mit dem Hofe von Batinghausen noch nicht abbrechen. Man will Zeit gewinnen und hofft vielleicht, auch mich umzustimmen. Vergleichen, Vater, ganz vergeblich. Mein Entschluß ist unabänderlich.“

„Vielleicht würdest du anders sprechen, wenn du Prinzessin Adelaide kennen würdest. Sie ist schön und klug. Ich war entzückt von ihr, als ich sie im vorigen Jahre sah. Es ist schade, daß sich bisher keine Gelegenheit geboten hat, bei der du mit ihr hättest zusammenkommen können.“

„Vater, du wiederholst dich! Und so muß ich auch noch einmal ausgesprochen, was ich bereits sagte, ich interessiere mich nicht für die Prinzessin.“

Der Herzog wurde jetzt ungeduldig. Seine Hand ^{erregt über seine Stirn}, dann sagte er ^{ganz kühl}: „Ich danke dir und wünsche ^{dir eine gute Reise}. Ich bitte, mir fortgesetzt deine Aufenthaltsorte ^{mitzugeben}. Adieu.“

„Nimm keine Anstalten, dem Sohne die Hand zu reichen. Seine Augen blickten zornig. Günstler verneigte sich korrekt, sagte: „Lebewohl, Vater!“ und ging.

Eine Zeilang starrte der Herzog finster auf die Tür, die sich hinter seinem Sohne geschlossen hatte, dann strich er sich wieder mit der Hand über die Stirn und drückte auf den Knopf einer elektrischen Glöde. Ein Lakai trat ein. „Ich lasse den Kammerherren Graf Eckbal bitten,“ sagte der Herzog. Der Lakai verneigte sich tief und trat ab. Herzog Ferdinand setzte sich an den zierlichen Notizschreibtisch, stützte den Kopf in die Hände und hing seinen Gedanken nach, die nichts weniger als freundlich waren.

III.

Das Münchener Oktoberfest hatte begonnen. Die riesige Eheresidenz zu Füßen der Kolossalstatue der „Bavaria“ war mit Hunderten von Zelten, Buden und mächtigen Holzbauten bedeckt, in denen es lustig, laut und feuchtsfröhlich zuging. Die Attraktionen in Gestalt von zusammengewachsenen Zwillingen, Damen ohne Unterleib, Miniaturpferden und Scherenzüginen erfreuten sich keines großen Zuspruchs, dafür waren die Karusselle, die Rutschbahnen und das Hippodrom, das Teufelsrad und die Bierpauke stets überfüllt. Auch die Menagerie fand großes Gefallen, und man konnte aus dieser Verteilung des Besuches des großen Volksfestes seine Schärfe auf den Geschmack des Publikums ziehen. In den breiten Straßen zwischen den Schaubuden ^{zogen eine ungeheure Menschenmenge} auf und nieder, vorbei an den Tausenden, die vor den Buden stehen geblieben waren und ^{bei jeder andächtig den Reden und Einladungen der drallenden Reklamandanten lauschten}. Die Dekoration der Karusselle und Schaulust ^{Die großen Musikautomaten des Kinotheater, Hunderte}

* Dieser in englischer Fassung vorliegende Vermerk ist eine düssliche, um den ^{des} ^{ersten} ^{Abdruck} ^{unseres} ^{Romans} ⁱⁿ ^{den} ^{Verenigten} ^{Staatn} ^{Nordamerikas} ^{zu} ^{er} ⁱⁿ ^{der} ^{Die} ^{Reaktion}.

von Kindertrompeten und die Orchester in den Bierhallen machte einen so gewaltigen Lärm, daß man schreien mußte, um sich bei einer Unterhaltung verständlich machen zu können. Ein den Münchener so ungemein sympathischer Duft von gebratenen Hühnern und Fischen von frischen Waffeln und Bratwürsteln, von Bier und Tabak durchzog die Budenstadt, und in den Gärten bei den Hauptbierquellen saßen Familien und verzehrten das auf der Festwiese erklandene Abendessen in Gestalt von Würst, Käse und Rettich. Wohlhabendere hatten sie Bratbühner geleistet und aßen sie nun mit rührendem Behagen gleich mit den Fingern natürlich, die vom Bratenfett glänzten, mit ihr Mund und ihre Wangen. Andere wieder schmelzten im Genuß von gebratenen Schweinswürsteln und beneideten dabei keine Dollartönig um sein achtgängiges Souper. Bescheidnere aßen nur Rettich und Radieschen und tranken ihre Lieblingsbier dazu, von Zeit zu Zeit erzählend, daß „die Maß“ vor zehn Jahren noch um die Hälfte billiger gewesen wäre als jetzt. Auf allen Gesichtern lag Festesfreude, und je länger die Schatten wurden, desto heller leuchteten die Augen. Die Lustigkeit nahm immer mehr und mehr zu, und nachdem der Magen seinen Tribut bekommen hatte, kam der Humor an die Reihe und der Gesang. Was die Musikkapellen spielten, wurde mitgesehen, und bei den Gassenbauern stellten sich Studenten auf die Stühle und taktierten mit ihren Stöcken. Hier und da kam es zu Reibereien, aber die gewichtigen Ordnungsmänner stützten schnell wieder Ruhe. Das Publikum setzte sich aus aller Schichten der Bevölkerung zusammen und es gibt wohl keine Fest, bei dem sich so ungezwungen Reiche und Arme, ^{Hohe und Niedere, Vornehme und Bödelhafte} durcheinander bewegen, wie beim Münchener Oktoberfest. Neben dem Scheinmal aus dem Ministerium verzehrt der Trambahnschaffner mit Frau und Kind sein „Scheitles“, neben der brillantengeschmückten Sattin eines Bankiers sitzt eine kleine Schneiderin in einfacher weißer Wolbluse und trinkt in großen Zügen ihr Märzenbier, der schneidige Korpusstudent nimmt an einem Tische Platz, an dem Arbeiter sitzen, und unterhält sich mit ihnen, der Leutnant in Zivil läßt sich von einem Sechshundertler Geschichten aus der guten alten Zeit erzählen, in denen das goldene Münchener Herz eine große Rolle spielt, und Volksmenschen bitten Hochstapler, die von weit her nach München zu diesem Feste kommen, und die sie noch nicht kennen, um Feuer für ihre Virginia, die man mit Vorliebe auf der Wiese raucht. Von Zeit zu Zeit kommen die Schützen von den Schießständen herüber und erzählen, was sie für Vech gehabt hätten, und Frauen mit Brot, Brezeln, Bierstangen, Nüssen, Zuckerkwaren, Pratzfischen, Luftballons, Ansichtskarten und wahrhaftigen Vögeln schwirren durch die Menge, tau ihre Waren anbietend. Bettler kommen und gehen, ^{Verdachte werden herumgeführt, und keine wird vergessen, denn der Münchner ist gerne wohlthätig und besonders darn, wenn er im Wohlbehagen schwelgt} und bei einem guten Bier ^{und einem delikaten Essen} „seine Ruh“ gefunden hat.

In einem der besten Tische im Garten des „Wingerer Fährndel“, eines beliebten Bierpalastes auf der Wiese, saßen zwei junge Leute, denen man es schon von weitem ansah, daß sie Künstler waren. Nicht daß sie an die berühmten „Schwabinger“ in ihrem Außern gemahnten, nicht, daß sie lange Haare und flatternde Kravatten, Kniehosen und Samtjacketts trugen, nein, sie waren sogar bei aller Einfachheit elegant gekleidet, und wenn man erkannte, daß sie Jünger der Kunst waren, so geschah das dadurch, daß sie mit scharf beobachtenden Blicken umhersehaueten und von Zeit zu Zeit in kleinen Skizzenbüchern skizzenartige Eindrücke mit dem Bleistift festhielten, die sie sich dann lachend zeigten und trüben. Sie mochten beide etwa dreißig Jahre alt sein. Der eine schien etwas älter und gefechter, weil er einen braunen Spitzbart trug, der andere mit seinem kleinen blonden Schnurrbart dagegen jünger, weil seine Wangen auffallend frisch und rot waren, und weil er ungemein lebhaft war.

„Heiliger Apoll,“ rief der Blonde, „Walter, schau dir doch den biedern Landmann dort an! Ist er nicht eine köstliche Gestalt? Schreibtafel her, daß ich es niederschreibe!“

Und mit slinker Hand zeichnete er in seinem Skizzenbuch, während sein Freund leicht lächelnd das seine zuklappte. „Meine Ausbeute ist groß genug,“ sagte er dabei, „Stoff für ein Duzend Zeichnungen.“

„Ja, du hast's leicht! — Du haust am Tage zwei Skizzen für deine Zeitschriften hin und hast deine zweihundert Martel in der Tasche! Inseerens braucht Monate, bis er ein Bild fertig hat, das verkaufsfähig ist und in den seltensten Fällen verkauft wird.“

„Geb, geb, Hansjörg! — Dir ist in den letzten zwei Jahren kein einziges Bildtel hängen geblieben, schon auf der Staffelei hast du sie verkauft,“ erwiderte sein Freund lachend.

„Weil ich ein so guter Kerl bin und nicht mit anhören kann, wenn so ein Kunsthändler jammert, daß er so schlechte Geschäfte mache, und da gebe ich ihm halt meine Bilder und billig dazu.“

Sie lachten beide und Hansjörg zeigte dem Freunde die Skizze, die er soeben vollendet hatte. „Gut,“ sagte Walter Beerenzen, „ganz vortrefflich aufgefaßt.“

„Dieses Oktoberfest ist eine wahre Fundgrube für originelle Typen, und es paßt alles so gut zusammen,“ erwiderte Hansjörg Kellermann, „Milieu und Gestalten, und den, der nicht hierher gehört, erkennt man auf hundert Meter.“

„Wie zum Beispiel der schlanke Herr dort, der mit erstaunten Blicken und getümpfter Nase sich durch der Fische fürchterliche Enge drängt. Der gehört nicht hierher. Der ist ein anderes Milieu und eine andere Luft gewöhnt.“

„Er sieht sehr vornehm aus und scheint ein Fremdling zu sein. Vielleicht ist er zum ersten Male beim Oktoberfest und kennt die Sache noch nicht und weiß noch nicht, daß man hier mit den Wölfen heulen muß, um nicht unliebsam aufzufallen. Man sollte ihn informieren,“ meinte Hansjörg.

„Kannst du ja, denn er steuert direkt auf unsern Tisch los, weil es der einzige ist, an dem noch ein leerer Stuhl steht.“

Der Fremde kam tatsächlich an den Tisch der beiden Künstler, zog den Hut und fragte höflich, ob noch ein Platz frei wäre. Die beiden Künstler lächelten, grüßten, und Hansjörg sagte: „Bitte, bitte, nehmen Sie nur Platz, mein Herr! Aber ich rate Ihnen, wenn Sie öfter das Oktoberfest besuchen wollen, sich abzugewöhnen, erst nach einem Platz zu fragen. Hier ist es nämlich Sitte, gleich von einem leeren Stuhl ohne viele Rederei Besitz zu ergreifen.“

Der Fremde, kein anderer als Prinz Günter, der am Vormittage in München, der ersten Station auf seiner Reise, angekommen war, verneigte sich lachend und schien überaus erfreut darüber zu sein, daß man ihm diesen guten Rat erteilt hatte.

„Ich bin fremd hier,“ sagte er dann.

„Das wissen wir. Man erkennt den Fremden auf der Wiese sofort an seinem Wohlgeffittetsein,“ entgegnete Hansjörg, „aber der Fremde hat's nicht gut hier, er nimmt keine ehrsüchtgebietende Stellung ein, im Gegenteil, man betrachtet ihn als bösen Eindringling und als feindliches Element, und deshalb sollte sich jeder Fremde bemühen, so rasch als möglich die Sitten und Gebräuche der Wiesenvölker anzunehmen. Vor allem ihre Sprache erlernen oder wenigstens die Hauptphrasen, wie: 'A Mah mag i,' oder, 'Dan Rabi geb'ts her!' oder, 'Eins, zwei, drei, g'suffa!' damit können Sie schon durch; für ganz Ruhland brauchen Sie ja auch nur das Wörtchen: 'Nitschewo!'“

Günter amüsierte sich königlich über diese Rede, und er ging sofort auf den Scherz ein, indem er erwiderte: „Ich bin Ihnen außerordentlich zu Dank verpflichtet, mein Herr! Ohne Ihre weisen Rat schläge wäre ich wirklich verkauft und verraten, denn dieses Leben und Treiben ist mir ganz neu, und den Dialekt verstehe ich auch nur stellenweise.“

„Um den zu erlernen, brauchen Sie sich nur eine Viertelstunde an ein Karussell zu stellen und den lieblichen Wechselreden zuzuhören,



Seldygraue machen auf der Pferdebahn eine Vergnügungsfahrt durch das eroberte Bukarest.

Phot. M. S. & S.

die da zwischen den fahrenden jungen Damen und ihren auf sie wartenden Herren Eltern, Brüdern, Onkeln oder G'spusis ausgetauscht werden!"

"G'spusis? Was ist denn das?"

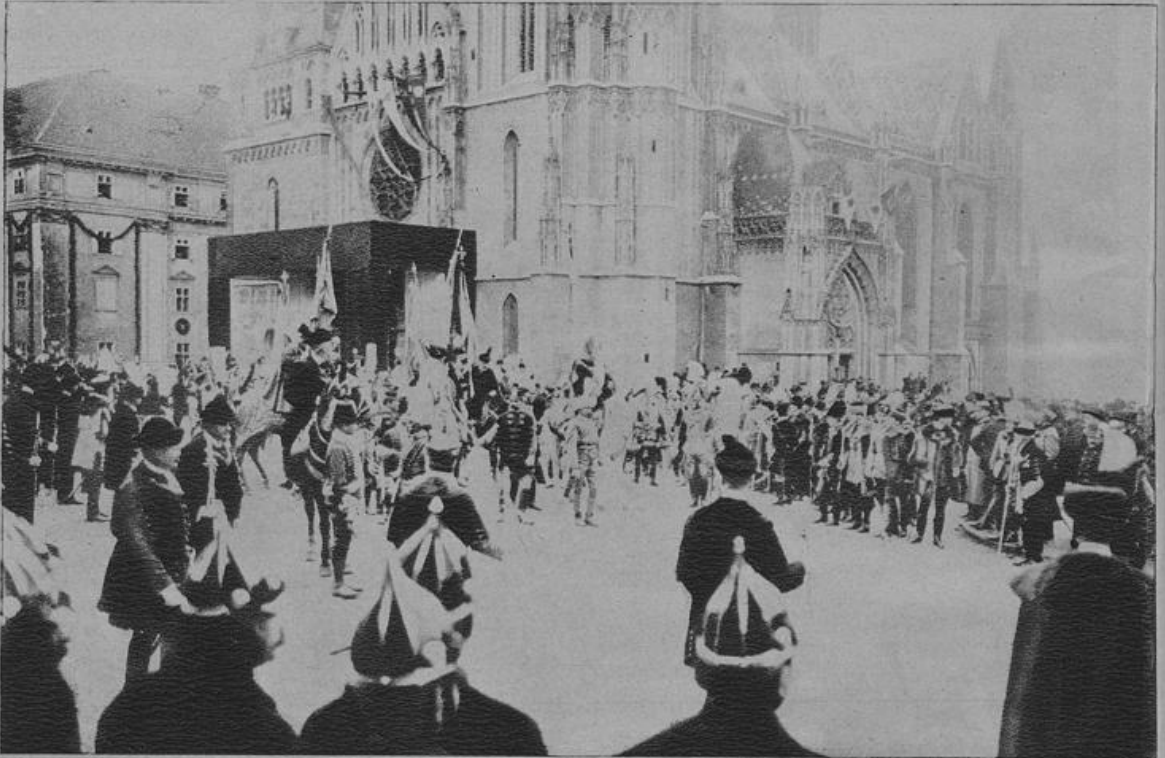
"Ein Wort, das von dem italienischen Sposa, die Braut, herkommt, in München aber Verhältnis bedeutet. Sie müssen sich aber nicht gleich was Schlimmes darunter vorstellen. Meistens ist so ein G'spusi recht harmlos, so etwa wie der „Flirt“, und die lieben Münchener Mädels wären mit Recht sehr böse, wenn man ihnen ihre G'spusis verübeln würde."

Prinz Günter lachte und betrachtete dabei die beiden Tischgenossen. Auch er hatte es schnell herausgefunden, daß sie Künstler sein mußten, und freute sich, daß ihn der Zufall mit den beiden zusammengeführt hatte. „Die Herren sind gewiß hier, um Studien zu machen," sagte er dann, auf die Skizzenbücher zeigend, nachdem

„Was wäre die Kunst ohne die Forschungen, die Kunstgeschichter unternommen haben?" sagte Günter. „Gäbe es einen Fortschritt in der Kunst, wenn die Kunstwissenschaft nicht durch ihre Arbeiten für die Künste die Vergleichsmöglichkeiten der verschiedenen Kunstepochen und Entwicklungen geschaffen hätte?"

„Na ja," erwiderte Hansjörg, seinen Maßtrug ergreifend, „in diesem Sinne Prost!"

Günter merkte, daß die Herren keine Lust hatten, im Festestrußel, der sie umdrauste, ernsthafte Gespräche zu führen, und er gab ihnen auch darin recht. Sofort wechselte er als gewandter Causeur das Thema und sprach von München. Aber auch hiermit fand er keinen Anklang bei den beiden Künstlern, und die Unterhaltung geriet bedenklich ins Stocken, bis Hansjörg auf sein Lieblingsthema, das liebe kleine Münchener Mädels, zurückkam und einige drollige Ergebnisse zum besten gab. Nun war die Heiterkeit auch wieder da, und



Die Königskrönung in Budapest: Die Bannerherren in ihrer malerischen Tracht ziehen aus der Krönungskirche zum Krönungshügel.
Phot. H. G.

ihm eine ältliche Kellnerin einen Krug Bier hingestellt und das Geld dafür in Empfang genommen hatte.

„Ganz richtig," erwiderte Walter Beerensen, da Hansjörg gerade damit beschäftigt war, einer reizenden Brünnette, die ein halbes Duzend Fische entfernt sah, zuzutrinken, „ganz richtig! Wir sind Maler, das heißt, genauer gesagt, ist der Malende von uns nur dieser da," er zeigte auf Hansjörg, „ich diene der deutschen Kunst nur mit Bleistift und Tusche, denn ich zeichne."

„Das interessiert mich sehr," entgegnete Günter, „denn auch ich stehe ein wenig im Solde der Kunst, freilich nur als Theoretiker. Mein Fach ist Kunstgeschichte."

„Hi jeh!" erwiderte Hansjörg, der sich nun wieder an der Unterhaltung beteiligen konnte, da der Gegenstand seiner Aufmerksamkeit emsig mit dem Zerlegen eines Bratherings beschäftigt war und zum Kotettieren daher keine Zeit mehr hatte, „ein trodenes Fach. Satteln Sie um, geehrter Herr! Die Kunstgeschichter stehen zur Kunst im gleichen Verhältnis wie Eckermann zu Goethe oder wie Busch zu Bismard."

Prinz Günter mußte sich bald gestehen, daß er lange nicht in so guter Laune gewesen war und so fröhliche Stunden verlebt hatte, wie die in der Gesellschaft der beiden Künstler. Mit Schaudern dachte er an das steife, förmliche, torrette und langweilige Leben am Hofe zurück, und es schien ihm, als wäre er ihm schon wochenlang entronnen. Ein Seufzer der Erleichterung entschlüpfte ihm, und er fühlte sich so zufrieden, so glücklich in seiner Freiheit und in seinem Anerkanntsein, daß er hätte laut aufjubeln können. Er pries den Zufall, der ihn gleich nach seinem Eintreffen in München diese nette Gesellschaft hatte finden lassen, und er nahm sich vor, dem Hotelportier, der ihm den Rat erteilt hatte, das Oktoberfest zu besuchen, ein reichliches Trinkgeld zu geben. Während Hansjörg in seiner sprudelnden Lustigkeit die tollsten Schnurten erzählte, gab der ungleich ernstere Walter Beerensen treffliche Schilderungen von verschiedenen betannten Persönlichkeiten, mit denen er in seiner Eigenschaft als Zeichner zusammengetroffen war, und Erbprinz Günter fand an diesem Manne, der so gut zu beobachten und mit scharfem Verstande das Charakteristische herauszufinden und zu beschreiben wußte, größeren Gefallen als an

Hansjörg, den er innerlich einen lieben, netten Kerl, aber zugleich auch einen Bruder Leichtfuß nannte.

Sie mochten schon zwei Stunden lang zusammengesessen haben, als Hansjörg plötzlich sagte: „Im übrigen wäre es doch nicht unangebracht, wenn wir uns einander vorstellen würden, obwohl das nicht zu den Gebräuchen auf der Festwiese gehört. Gestatten Sie, mein Name ist Hansjörg Kellermann, und dies ist mein Intimus — Spezi heißt's in München — Walter Beerenfen, von dem Sie gewiß schon in den größten Witzblättern des In- und Auslandes Zeichnungen gesehen haben.“

Prinz Günter zog den Hut, verneigte sich und sagte: „Dr. Hans Günter,“ dann fuhr er fort, indem er sich zu Walter Beerenfen wandte: „Sie sind also der treffliche Karikaturist? Ich habe Ihre Zeichnungen oft bewundert; jetzt, nachdem ich das Vergnügen hatte, Sie kennenzulernen, verstehe ich Ihre Kunst noch besser.“

„Das ist auch veraltet,“ erwiderte Hansjörg Kellermann, „auch intognito reisende Fürsten tun es nicht mehr, höchstens die Hofschranzen. Was, Walter? Die gehören auch zu dem Wild, auf das du mit Vorliebe Jagd machst, und das du mit deinem Stift zur Strede bringst?“

„Weidgerecht,“ erwiderte Beerenfen unter Lachen, in das auch Erbprinz Günter einstimmt, wenn auch nicht ganz frei und behaglich. „Sie wissen gar nicht,“ fuhr Beerenfen fort, „wie interessant es ist, auf eine solche Pürsch zu gehen! Es gibt da sogar Treibjagden. Wenn zum Beispiel irgend etwas los ist, woran der Hof teilnimmt. Dann kommt mein Wild in Scharen, und ich spieße ein Stück nach dem andern in mein Skizzenbuch, wie man Schmetterlinge sammelt.“

„Ja,“ entgegnete Günter nachdenklich werdend, „viele dieser Hofschranzen bilden wirklich überbleibsel aus den Popszeiten und daher eine unerlöschliche Quelle für den Stift des Karikaturen-



Die Königskrönung in Budapest: Der Schwertreich König Karls auf dem Krönungshügel.

Phot. N. G.

„O bitte! Keine Komplimente am Bierisch!“ wehrte Beerenfen ab. „Schon im Salon sind sie entsetzlich.“

„Ich wollte keine Komplimente machen,“ entgegnete Günter, „nur meiner Freude Ausdruck geben, daß ich das Vergnügen hatte, Sie kennenzulernen.“

„Eigentlich sind Leute, die so aussehen wie Sie,“ sagte Hansjörg lachend, „sonst nicht erbaut, wenn sie Walter Beerenfen kennenlernen, denn gerade die nimmt er am liebsten aufs Korn bei seinen Karikaturen.“

„Wie so? Sehe ich denn so absonderlich aus?“

„Nein, aber recht feudal. So, wie ein intognito reisender Monarch, der sich unters Volk mischt, um Mensch unter Menschen zu sein. Solche Figuren zu karikieren, ist Walters Hauptvergnügen.“

Der Erbprinz blickte Hansjörg eine Sekunde lang scharf an. Als er aber seine gutmütig lachenden Augen sah und seine harmlose Miene, da beruhigte er sich und lachte.

„Also so sehe ich aus? — Was wußte ich ja gar nicht, Herr Kellermann,“ rief er, „und ich trage doch nicht einmal ein Monokel und keinen Scheitel, der bis zum Kragentand reicht.“

zeichners. Die Fürsten sollten das einsehen und ihre Hofhaltungen dem modernen Leben entsprechend umwandeln.“

„Ich bin überzeugt davon, daß viele Fürsten das gern tun würden,“ sagte Beerenfen, „aber der von ihrem Standpunkt aus vollauf begriffliche Wunsch, ihren Hof so glanzvoll wie möglich erscheinen zu lassen, hindert sie daran.“

„Auch die Umgebung der Fürsten tut das,“ sagte Günter eigenartig lächelnd, „die will von Neuerungen nichts wissen.“

„Natürlich,“ rief Hansjörg, „denn da kämen viele, die eine Sinecure bei Hofe haben, vielleicht in die unangenehme Lage, in einem andern Berufe fleißig arbeiten zu müssen, und das liegt den Herren nicht. Aber was geht's uns an? Jedem Tierchen sein Plästerchen. Wie wär's, Herrschaften, wenn wir jetzt ein wenig über die Wiese bummelten? Herr Doktor Günter, Sie schließen sich uns doch an?“

„Mit dem größten Vergnügen,“ erwiderte Günter, froh darüber, daß das ihm etwas peinliche Gespräch dadurch beendet wurde. Sie erhoben nun und gingen durch das mit Girlanden und Fähnchen geschmückte Gartentor hinaus in die breite Budenstraße, wo sie in-

mitten einer lachenden, laut scherzenden und johlenden Menschenmenge langsam weiterwandeln. Es war schon ganz dunkel geworden, und die zahllosen elektrischen Vogenlampen, die buntenfarbigen Glühlichter, die tageshellen Scheinwerfer, die überall aufleuchteten, warfen grelle Lichtfluten auf die vom Biergenusse geröteten Gesichter der Menschen, der furchtbare Lärm der Musikinstrumente, das Geschrei der Ausrufer. Das laute Lachen der strahlenden Burschen und Mädchen und das Geplär der vielen kleinen Kinder, die nun nach Hause gehen wollten und es durchaus nicht wollten, machten zusammen einen Höllenspektakel, der dem Erbprinzen gewaltig auf die Nerven ging, und so benutzte er die erste beste Gelegenheit, um sich von den beiden Künstlern zu verabschieden.

„Schade,“ sagte Hansjörg, „wir wären noch ins Hippodrom ge-

die ihm auf dem Bergesgipfel bei Matrei begegnet war, und von der er ja wußte, daß sie alljährlich im Herbst nach München und von dort nach Tirol zu gehen pflegte. Das Studium in den Pinakotheten und in den andern Museen und Kunstausstellungen Ikarathens konnte ihn am besten mit ihr zusammenführen, da wohl anzunehmen war, daß auch sie diese Stätten aufsuchen würde. Als einen ganz besondern Glücksumstand sah Günter die neue Bekanntschaft mit Walter Beerenzen und Hansjörg Kellermann an. Diese beiden jungen Leute würden ihm gewiß gern behilflich sein, die Unbekannte zu finden, und vielleicht war sie ihnen, die ja jahrein und jahraus in den Museen und Kunstausstellungen umherzogen, schon einmal aufgefallen. Eine Schönheit, wie sie dieses Mädchen besaß, mußte ja jedem Künstlerauge unergötzlich bleiben.



Bauberatungsstelle, in der Pläne für den Wiederaufbau Ostpreußens von kriegsgefangenen Architekten bearbeitet werden.

Hofphot. Nührwindt.

gangen. Da ist es lustig, und unsere Münchener Zudeltamazonen hätten Ihnen gewiß imponiert.“

„Ein anderes Mal vielleicht,“ erwiderte der Erbprinz, „ich hoffe, die Herren wiederzusehen.“

„Wir sind an jedem Nachmittag um zwei Uhr im Café Odeon zu finden, wo wir Billard spielen. Wenn Sie uns dort aufsuchen wollen, wären wir sehr erfreut,“ sagte Beerenzen, und Hansjörg nickte zustimmend mit dem Kopfe.

„Ich werde mich vielleicht morgen schon einfinden,“ erwiderte Günter, zog den Hut, reichte den beiden die Hand und ging.

„Ein jamoser Kerl,“ sagte Hansjörg, nachdem Günter in der Menge verschwunden war, „jedenfalls aus guter Familie.“

„Mir scheint sogar aus sehr guter,“ erwiderte Beerenzen, „ich verstehe mich darauf.“

IV.

Erbprinz Günter war nicht aufs Geratewohl nach München gefahren. Er hatte die Süddeutsche Kunstmetropole als erste Reisetappe gewählt, um in den Pinakotheten Studien zu machen, und dann in der leisen Hoffnung, die Unbekannte vielleicht wiederzusehen,

Ein frohes Hoffnungsgefühl und das köstliche Bewußtsein des Frei- und Ungebundenseins machten, daß der Erbprinz, als er am nächsten Morgen in den Frühstückssaal seines Hotels trat, in der denkbar besten Laune war. Hatte während der Eisenbahnfahrt am vorhergehenden Tage noch immer die letzte Unterredung mit seinem Vater in ihm nachgelungen und so sein Gemüt verdüstert, so war er jetzt frei von solchen trüben Gedanken, und seine Heimat, der Hof, seine Eltern, seine Kameraden — das alles lag für ihn so weit zurück, als hätte er es vor Jahren verlassen. Nur sekundenlang dachte er an die unglückliche Verlobungsgeschichte, und mit heimlicher Schadenfreude malte er sich aus, wie der gute Graf Eddal mit dem Baron Kundenberg dem Fürsten von Battinghausen seinen Korb überbrachte, und wie sie froh sein würden, wenn sie diese Mission erst hinter sich hätten. Es war ihm ziemlich gleichgültig, ob man am Battinghausener Hof dann über ihn herziehen würde, und an die Prinzessin Adelaide dachte er gar nicht. Von ihr hatte er sich ja nie eine rechte Vorstellung gemacht. Dieser Verlobungsplan war ja auch ganz plötzlich aufgetaucht, wahrscheinlich bei irgendeiner diplomatischen Aktion, und da man gewissentlich den Erbprinzen so viel als möglich bei solchen Dingen zu



Wiederaufbau Ostpreußens: Kriegsgefangene beim Hausbau in Schöterlaufen bei Gumbinnen. Hofphot. Mühlentwindt.
Alle beim Wiederaufbau der durch die Russen zerstörten Gebäude beschäftigten Arbeiter werden ihren Leistungen entsprechend entlohnt.



Werkstatt im Gefangenelager Gumbinnen, wo Arbeiten für den Wiederaufbau Ostpreußens von Kriegsgefangenen Franzosen und Russen geleistet werden. Hofphot. Mühlentwindt.

umgehen suchte und ihn nur bei ganz hochwichtigen Affären mit zu Rate zog oder gar seine Mitwirkung beanspruchte, so wußte er nicht, was für politische Momente eine Verbindung der beiden regierenden Häuser von Geroldingen und Battinghausen für wünschenswert oder sogar für nötig erachteten. Er gab sich auch gar nicht die Mühe, darüber nachzudenken, denn er hielt die diplomatischen Beziehungen und Aktionen der kleinen Staaten unter sich nach der Gründung des Deutschen Reiches für höchst überflüssige Dinge; sehr oft hatte er sie Spielereien genannt und manchmal mit noch schärferen Ausdrücken gegeißelt. Er befand sich mit diesen Ansichten in einem scharfen Gegensatz zu denen seines Vaters, der noch immer nach dem alten Regime herrschte, und wenn er auch als Bundesfürst treu zu Kaiser und Reich stand, die Regierung seines Landes genau so führte wie vor der Gründung des Reiches. Seine Gesandten waren noch bei allen Höfen akkreditiert, und er hielt große Stücke darauf, daß sie auch als Diplomaten tätig waren und nicht nur als seine Repräsentanten. Und da die Herren Gesandten das wußten und sich bei ihrem Souverän beliebt machen wollten, so taten sie das, was man in Süddeutschland „G'schäftelhubern“ nennt, sie „arbeiteten gewaltig“ und „polierten dabei nur Seifenblasen“, wie der Erbprinz einmal gesagt hatte. Als er frühstückte, mußte Günter an diesen Ausspruch denken, und ein Lächeln überflog sein Antlitz, dann fiel ihm aber das Gespräch ein, das er mit den beiden Künstlern über die Hofhaltung der Fürsten geführt hatte, und mit einem Male wurde er sehr ernst. Ein Gedanke durchschloß seinen Kopf. Wie, wenn ihn der Geroldingensche Gesandte in München mit Beerenfen und Kellermann zusammen sehen und darüber seinem Vater berichten würde? Beerenfen war sicherlich in der Residenzstadt sehr bekannt und man rechnete ihn infolge seiner satirischen Zeichnungen gewiß zu den „Nörglern“ und Vaterlandsfeinden, denen gegenüber jeder zum Hofe Gehörnde öffentlich Verachtung zur Schau tragen muß, während er heimlich vor ihnen zitterte. Aus seiner Gesinnung hatte Beerenfen ja auch in den Gesprächen kein Hehl gemacht, weil er vielleicht angenommen hatte, daß ein Wissenschaftler, als welcher ihm der Erbprinz bekannt geworden war, freudentend genug sein würde, um die Leute, mit denen er sich unterhielt, nicht nach ihrem politischen Bekenntnis einzuschätzen. In der Tat, wenn man ihn mit Beerenfen eines Tages sähe, gäbe es sicherlich einen Skandal in Geroldingen. Der Erbprinz durfte sich nach den dort herrschenden Ansichten nun einmal nicht so weit vergessen, mit Leuten Umgang zu pflegen, die es wagten, Fürsten und Minister, Hofmarschälle und Hofdamen als Karikaturen in den Witzblättern darzustellen. Und wenn der Erbprinz sich mit solchen Menschen, und wären sie auch noch so bedeutende Künstler, und genossen sie auch die höchste Achtung ihrer Kunstgenossen und der großen Menge, an einen

Tisch setzte, dann tat er für die Geroldinger vornehme Gesellschaft etwas, das man ihm nie verzeihen würde. Obwohl Prinz Günter das alles wußte, bereute er es nicht einen Augenblick lang, sich den beiden Malern angeschlossen zu haben. Er nahm sich jedoch vor, es nach Möglichkeit zu vermeiden, sich in der breitesten Öffentlichkeit mit Beerenfen viel zu zeigen, denn, wenn der Prinz auch sehr frei dachte, so ganz losgerissen hatte er sich in seinem Innern doch nicht von dem in seinen Kreisen herrschenden Geiste. Der tiefe Abscheu gegen alles, was die bestehende Gesellschaftsordnung erschüttern oder gar vernichten wollte, war ihm angeboren, und die Erziehung, die er genossen hatte, und seine Überzeugungen ließen ihn gegen umstürzlerische Ideen immer energisch Front machen, aber er war gerecht genug, um die

Existenzberechtigung anderer Anschauungen, als die, die in der gesellschaftlichen Sphäre herrschten, in der er lebte, nicht zu bestreiten.

„Und wenn es sich um die Kunst handelt,“ dachte Günter, „da müssen doch alle Bedenken schweigen. Die Kunst ist ein neutrales Gebiet, die Künstler stehen nicht in der politischen Arena, und man muß mit ihnen sehr nachsichtig sein im Interesse der Kunst.“

Und Prinz Günter ging frohgemut und ohne irgendwelche Bedenken zu hegen, gegen zwei Uhr mittags in den Billardsaal des Café „Odeon“, wo er aber nur Hansjörg Kellermann traf, der ihn mit einem festen Händedruck begrüßte und dann etwas burleskos sagte: „Beerenfen ist noch nicht da. Obwohl er früher Offizier war, hat er doch das Pünktlichsein noch immer nicht intus.“

„Herr Beerenfen war Offizier?“ fragte Prinz Günter überrascht.

„Ei freilich! Und zwar mit Leib und Seele; aber sein Zeichentalent ließ ihn umfalten, nicht ganz freiwillig, er hatte nämlich seinen Divisionär und Brigadier eines Tages höllisch scharf in Karikaturen verewigt, und die Blätter machten die Kunde im Kasino und, — wie das so geht, — sie verschwanden prompt um dann vor den Augen der beiden Gewaltigen erst wieder aufzutauhen. Na, Sie können sich denken, daß da einige Donnerwetter den Lippen der beiden Kriegsherrn entflochten, und sie machten ihm fortan das Leben so sauer, daß er schleunigst den Helm mit dem Zylinderhut vertauschte, bevor er an dem angeärgerten Gallenleiden zugrunde ging. Aber er hat seinen Berufswechsel nicht zu bedauern. Der Leutnant Beerenfen war im Heere eine unbekannte Größe, der Zeichner Beerenfen aber wurde im Reiche der Kunst der Größten einer, und der Mensch Beerenfen ist ein ganz anderer, als der Zeichner Beerenfen. Dieser erscheint als Umstürzler und Gesellschaftsfeind, jener aber ist noch ganz ganz durchdrungen von den Anschauungen der Offiziere und von ihrem Standesbewußtsein. Ich sage Ihnen, es gibt Momente, wo Beerenfen geradezu unangenehm feudal sein kann. Wir sind schon einige Male darüber zusammengeraten, da ich Demokrat vom reinsten Wasser bin. Bitte, rüden Sie nicht weg von mir, ich bin trotzdem ein ganz anständiger Kerl.“

(Fortsetzung folgt.)



Fliegerleutnant Gustav Lessers, Ritter des Ordens „Pour le Mérite“, im Luftkampf gefallen.

Lessers, einer der unermüdetsten Jagdflieger, ist am 2. Februar 1914 in Wilhelmshaven geboren. Er war Ingenieur und trat als Freiwilliger in die Fliegertruppe ein. Zwei Tage nach Verleihung des „Pour le Mérite“ schloß er sein neuntes Flugzeug ab. In seinem Todestage fanden an der Westfront über 100 Fliegerkämpfe statt.